



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Neunundzwanzigster Jahrgang.

N^o 49.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Graf Rübezahl.

Roman

von

Johannes van Dewall.

(Fortsetzung.)

LI.

Es ist nur zu natürlich, daß sich die Zeitungen jener großen Neuigkeit von den veränderten Verhältnissen des Grafen bemächtigten und daß sie auf diesem und auf anderen Wegen zu den Ohren jener Frau von Montlet kam, deren Lage eine etwas kritische geworden war und die mit einiger Besorgnis in die Zukunft blickte. . . Sie erfuhr, Graf Rübezahl hatte wieder Geld, er war wieder ein reicher Mann. — Von diesem Augenblick an athmete jenes böse Weib freier. — Er war eine Null gewesen — jetzt tauchte er wieder auf und wurde eine Ziffer, mit welcher sie zu rechnen wünschte. Aber sie hatte mit ihm gebrochen, auf eine rohe, beleidigende Weise sogar. Ganz egal, sie konnte ihm drohen; seine Liebe wollte sie nicht, sie wünschte nur sein Geld. — Also waren jene zweitausendfünfhundert Thaler doch nicht fortgeworfen, — es machte sich Alles auf das Unerwartetste und Vorthellhafteste. Sie setzte sich hin und schrieb an den Grafen, mit Sammetpfötchen. Sie wünschte ihm Glück — sie bekam keine Antwort. . . Nun begann die scharfe Kralle sich leise, ganz allmählig hervorzustrecken, sie drohte, erst verstreut, dann offen.

Graf Rübezahl erschrak — er begann zu überlegen. Jenes Weib wußte etwas Gewisses, sie hatte Kenntniß erhalten von Thatsachen, die er um jeden Preis geheim zu halten wünschte. Er kannte sie, sie war eine unbarmherzige Gegnerin. Wenn die Welt es erfuhr, daß er, Graf Rübezahl, unter der erborgten Maske seines Halbbruders sich dem edlen Schmugglerhandwerk ergeben hatte, wenn es den Behörden bekannt wurde, daß er und jener Herr Rauben, auf welchen man jahndete, ein und dieselbe Person waren, was dann? — Er wollte sich aber von jenem Schrecken nichts merken lassen — aus List, — er antwortete kühl, beinahe ablehnend. — Die schlaue Person suchte nun eine persönliche Unterredung mit dem Grafen zu erlangen, sie kam extra deshalb nach Berlin. Als ihr auch das nicht gelang, bewog sie durch irgend ein Mittel Herrn von Bodmann, sich in ihrem Interesse zu dem Grafen zu begeben.

Bei der Unterredung jener beiden Männer nun war es zu Zwistigkeiten gekommen. Dem Grafen Rübezahl war die Person des Malers in hohem Maße unsympathisch, dazu kam, daß er unsicher, vielleicht auch gereizt war; er vermuthete, man wollte bei ihm auf

den Busch klopfen, wie man zu sagen pflegt, ihm Daumenschrauben ansetzen, — das ärgerte ihn. — Kurz und gut, nachdem er Herrn von Bodmann mit Mißtrauen und Kälte empfangen hatte, weigerte er sich später ganz, auf jenen Gegenstand einzugehen, und sprach zuletzt demselben unverholen seine Verwunderung darüber aus, daß ein Edelmann sich zu einer so unsauberen Mission verwenden ließe.

Das ist dasjenige, was ich später von Grete über diesen Vorfall erfuhr. Ich vermüthe indessen nicht ohne Grund, daß Bodmann die Taktlosigkeit hatte, in dieser Angelegenheit Grete's Namen zu nennen, und daß das ganz besonders des Grafen Zartgefühl verletzte und ihn zu jener Erwiderung drängte.

Der Abgesandte der Frau von Montlet empfahl sich kurz und kühl nach diesen ebenso gerechten als scharf treffenden Worten, mit dem Bemerkten, er würde von sich hören lassen. Er schickte auch in der That Jemanden zu dem Grafen, um ihn zu veranlassen, jene beleidigenden Worte zurückzunehmen, es schien ihm selbst daran zu liegen, daß diese Sache, in welcher er eben keine schöne Rolle spielte,

in Güte beigelegt würde; Jener aber blieb unbeugsam, indem er vorgab, er habe weiter nichts gesagt, als was seine Ueberzeugung sei, und bei dieser müsse er natürlich beharren. Von diesem Spruche war er nicht abzubringen, und so war denn ein Duell unvermeidlich, wenn Herr von Bodmann nicht gesellschaftlich ein Todter sein wollte.

Das ist der einfache, wahrheitsgetreue Hergang dieser Sache. Das Verhalten Rauben's verdient hier keinen Tadel, sollte ich meinen, seine schiefe Lage war aber eine natürliche Folge seines frühern Leichtsinns. Vielleicht hätte er mit Rücksicht auf Grete ein wenig nachgiebiger sein dürfen, aber ich habe mir sagen lassen, daß Männer solche Ehrensachen anders auffassen, als wir unerfahrenen und zum Frieden geneigten Frauen. Ich sollte auch meinen, die Worte des Grafen waren für den Andern nicht halb so beleidigend als seine eigene Handlungsweise, und alles Blut der Welt konnte deshalb jenen Flecken von seiner Ehre nicht fortwaschen.

Die Folge dieses Rencontres war, wie gesagt, ein Duell, bei welchem Graf Jsenburg, unser Bekannter von Helgeland, dem Grafen sekundirte. Herr von Bodmann war ein guter Schütze, außerdem, er hatte sich vor den Augen der Welt — zu reinigen nicht — aber zu rächen.

Wir auf das Schrecklichste überraschten Mädchen und der Onkel erfuhren von dieser ganzen furchtbaren Angelegenheit und dem Ausgange des Zweikampfes zuerst durch ein Telegramm. Zum Glück kam dasselbe in meine Hände, — ich brachte es Greten. Zitternd erbrach sie es, las — und wurde so blaß wie eine Leiche.

Das war nur wenige Tage, nachdem der Onkel aus der Haft entlassen war.

„Um Gottes willen — was ist Dir!“ rief ich erschrocken.

„Da — lies!“ stammelte sie und fuhr sich über das Gesicht.

„G. R. gefährlich erkrankt, wünscht dringend Sie zu sehen.“

G. Jsenburg.“

So lautete das Telegramm. Von diesen Zeilen kehrten meine Augen zurück zu Greten. Mit fliegenden Fußten, die Hand auf dem Herzen, stand sie da, bebend und ungewiß. Aber nun warf sie den Kopf zurück und ein Entschluß leuchtete aus ihren Augen.

„Grete — was willst Du thun?“ rief ich im höchsten Grade beunruhigt, denn ich kannte sie und fürchtete eine Uebereilung.

„Ein Unrecht sühnen, wofür das hier die Strafe ist,“ sprach sie in höchster Erregung mit dumpfer Stimme — wie abwesend. Aber plötzlich kam wieder Leben und Bewegung in ihre Gestalt, sie eilte auf mich zu, erfaßte meinen Arm und bat mich, ihn zu telegraphiren, ihn zu fragen, was es sei . . . ihn zu trösten . . . ihn zu sagen, daß sie kommen würde.

Rathlos stand ich vor ihr; durfte ich das thun? — Und wie sollte ich das Alles in einen kurzen Satz bringen, — an wen von Allen sollte ich telegraphiren? — Die Adresse des Grafen konnte



Mein Peter, Herr Graf; klug, aber ehrlich. Originalzeichnung von C. Recklin. (S. 583.)

ich doch nicht angeben. Sie verstand mich, sie warf eilends einige Zeilen auf ein Blatt Papier und drängte mich dann förmlich zur Stube hinaus.

Ihrem Wunsche folgend, aber sehr in Unruhe und Verlegenheit, setzte ich mir den Hut auf und machte mich auf den Weg. Das Telegraphiren war überdies dazumal noch ein wenig umständlicher und theurer als heutzutage. Ich zögerte lange und hatte hernach, als es geschehen war, eine wahre Angst, nach Haus zu gehen. Außerdem, es war heute so schön und sonnig hier draußen, das Laub glänzte wie Gold und der Himmel war blau wie im Sommer, da drinnen aber in dem alten Gemäuer war nichts wie Sorge und düsteres Gewöl. — Als ich nach einer Weile die Schwelle desselben überschritt, war das Schlimmste schon vorüber. Grete, in ihrem Schmerze und in ihrer Herzensangst, war mit jenem Telegramm in der Hand geradewegs zu ihrem Vater geeilt und hatte ihm Alles gestanden, hinzufügend, das wäre die Strafe für ihre große Sünde, daß ihr Geliebter nun sterbend krank liege.

Als ich heim kam und in die Erkerstube trat, deren Thür ein wenig offen stand, ging der Onkel, — ganz schlief im Gesicht und in höchster Erregung, wie ein Löwe im Käfig, mit langen Schritten, die Faust in die Brusttasche gesteckt, im Nebenzimmer auf und ab, während Grete in der Nähe des Fensters ganz gebrochen darsaß, die Hände vorm Gesicht, und leise schluchzte.

Wir beugte das Herz.

Die Stimme des Onkels klang seltsam tief und gepreßt, — heiser und unheimlich stiegen die Töne aus seiner wild arbeitenden Brust empor und nur bisweilen schollen sie höher an zu einer stoßweisen Heftigkeit, daß die Scheiben klirrten und Grete zusammenschauerte. Seltsam ... ich dachte, er würde sie schelten, aber im Gegentheil, er bedauerte sie, er stellte sich auf ihre Seite, er hielt zu ihr, wie sie zu ihm stand in allen schwierigen Lagen.

„Glaub' mir, Kind ... noch ist es Zeit ... reiß' Dich los, und wenn's Dich Dein Herzblut kostet ... Reite Dich vor ihm, denn diese ganze Sippe ist verfault, — bis in's Mark hinein ... ist verflucht!“ — So sprach er und bewegte die Hände über dem Kopf.

Mich überließ ein Frösteln.

„Verrottet ist der ganze Stamm!“ (Ein kurzes, höhnisches Lachen.) „Sein Vater, ein Mann ... ein Edelmann mit großem Namen ... aber morsch ... falsch! ... Ein Mensch nicht, ein Teufel, der Deiner armen Mutter und mir unfähigen Kummer bereitet und sie in's Grab brachte, bloß weil sie ihn nicht wollte. Und das Alles mit kühlem Blute, wohl überlegt, lachend bei unseren Qualen ... ein Dämon, ein kühler Schurke! ... Das war sein Vater, — der hat ihn gezeugt mit jener edlen Frau, die er ebenfalls vernichtete ... Seines Vaters Vater, ein Landesverräter und Spion im Dienste der Oesterreicher erst und dann der Franzosen ... ein Lump! ... Seine Vorfahren Feiglinge, die elenden Länderschacher trieben, Bucherer, Grete, die den Urgrund legten zu unserem Ruin, Kriecher bei Hof und Unterdrücker ihrer armen Unterthanen, mit Herzen von Stein, verheiratet mit feilen Weibern ... Das ist der Stamm, an welchem jene Frucht hängt ... Die letzte — Gott sei Dank!“

Grete erwiderte kein Wort, aber ihr ganzer Körper zuckte vor Schmerz, als träfen ihn die Streiche einer Ruthe ...

„Bleib' bei mir, mein Kind,“ fuhr er leidenschaftlich fort. „Folge mir ... ich bin Dein Vater, ich meine es wohl! ... Glaube nicht, es sei der Haß, Grete ... Ich werde alt und muß an's Jenseits denken, muß meine Rechnung ordnen, hier unten, damit ich Jene dort oben wiederfinde ... die ich so heiß geliebt, die so viel hier gelitten hat. Dieser Haß ... er ließ mich leben ... ich zehrte davon! ... Wahrhaftig! ... ich glaube, es war noch ein Glück für mich, denn er ließ mich den andern Schmerz bisweilen vergessen ... ein Blasenpflaster war er! ... Grete, mein Liebling ... ich würde Dir ihn opfern, diesen alten Haß ... Dein Glück steht mir höher als das Alles ... aber sieh, der Apfel fällt nicht weit vom Stamm ... dieses ist ein gezeichnetes Geschlecht!“

Er trat an sein schluchzendes Kind heran, beugte sich zärtlich zu ihr herab und schlang seinen Arm um sie, als wollte er sie schützen.

„Sei tapfer!“ flüsterte er ihr in's Ohr ... „halte fest, Grete, — mein Kind. Ich stehe Dir bei ... Ich zürne Dir nicht ... ich weiß, aus freien Stücken hättest Du es nie gethan ... das weiß ich ganz gewiß ... Du hast mich niemals belogen in Deinem ganzen Leben sonst.“

„Ich habe auch sonst nichts gegen ihn ... er kann nichts dafür, denn er ist eben Einer von jenem falschen, verlogenen Geschlecht ... Er that nur, wie er mußte ... Wie's ihm im Blute liegt ... Ist's nicht wahr? — Mit Lügen schlich er sich hier ein ... er belog Dich und mich, mit den ehrlichsten Augen von der Welt, mit den gewinnendsten Manieren. Auch ich gewann ihn lieb, ich ahnte nicht, wer er war ... sonst“ (hier erhob er seine Stimme in grimmig) — „sonst hätte ich meine Thür verschlossen oder ihn niedergeschlagen — wie einen Wolf.“

„O Vater!“ schrie Grete auf und sah ihn an aus ihren großen, thränengebadeten Augen, ganz bleich und bebend.

„Verzeiß', mein Kind ... Aber ist's nicht wahr, kam er nicht unter einem falschen Namen, ein Ruinirter ... unter einer falschen Flagge? ... (O Herr, wie strafft du

mich!) Kam er nicht so in dieses Thal, in dieses Haus, schlich er sich in Dein Herz und in das meine ... Alles Trug und Lug! — Ja — — beim Himmel, ich hätte ihn lieben können wie einen Sohn, wäre er nicht einer von jener verfluchten Sippe, hätte er das Herz meines Kindes nicht bethört, daß es ebenfalls unwahr wurde — ebenfalls“ —

Er hielt plötzlich inne und sann ... „Um wen legst Du, Grete ... zum ersten Male in Deinem Leben?“ frug er dumpf.

„Um ihn, Vater!“

„Und warum — Grete?“

„Er war unglücklich ... verfolgt ... ich glaube fast, er konnte nicht anders. Auch für ihn war es ja eine schwere Prüfung. Du thust ihm Unrecht, Vater, denn sein Herz ist gut und im Grunde offen. — Er wollte erst Alles in das Geleise bringen und sich dann uns entdecken. Seine Absicht war ehrlich, nicht böse — er bedachte eben nur nicht, daß er mir lieber hätte Alles entdecken sollen. Er ahnte es ja nicht, daß Du Der warst, der mit seinem Vater in Fehde gelebt hat.“

„Richtig, Grete ... ich gebe das zu, — er war nun einmal in einer schiefen Lage und mancher Andere hätte gehandelt wie er, aber das ist's ja eben, was ich sage ... Alles Lug und Trug in dieser Sippe ... Alles falsch und heuchlerisch! — Darum ... folge meinem Rathe ... reiß' sein Bild aus Deinem Herzen, daß er nicht wie ein Vampyr Dir das Blut aussaugt, Dich nicht verderbe.“

Grete schüttelte langsam das Haupt und weinte bitterlich.

„Ich kann es nicht, Vater ... ich bin sein ... ich habe mich ihm versprochen, — Du weißt es, und ich muß nun zu ihm stehen! ... Vater, — wehre mir nicht! ... Und jetzt ist er krank und will mich sehen.“

Sie rang die Hände und preßte sie vor's Gesicht.

„Grete — mein Kind,“ fuhr der Onkel geduldig fort und legte seine Hand auf ihre Schulter, „bist Du denn ganz blind? ... Sage selbst, würdest Du Deine Tochter einem Manne zur Frau geben wie ihm? ... Unter einem falschen Namen segelnd schlich er sich hier ein. Hätte ein Zufall Dir nicht entdeckt, wer er ist, Du liebest noch heute Heinrich Nauden ... Und wo fändst Du ihn? ... Anstatt bei ehrlicher Arbeit am Spieltische! ...“ Seine Faust fiel schwer auf den Tisch. „Und jenes Weib ... bedenke doch nur, nicht einmal so viel Zartgefühl hatte er, sich vorher loszumachen von diesem niedrigen Geschöpf, mit welchem wir auf Helgoland zusammentrafen ... eine Dirne!“

Grete begann von Neuem zu schluchzen. Dann aber erhob sie sich plötzlich und schüttelte ihr wirres Haar zurück. „Du thust ihm Unrecht,“ sprach sie merkwürdig ruhig und tief, „er war zu rechtlich und zu gutmüthig, sie hinaus zu treiben, sie dem Verderben preiszugeben. Er hatte keine Mittel, um ihre Zukunft zu sichern.“

„Gutmüthig!“ erwiderte der Onkel bitter ... „das ist ein gefährliches Lob, mein Kind, denn Niemand stiftet mehr Unheil auf der Welt, als jene sogenannten gutmüthigen Seelen. — Es steht eine Stelle im Faust ... doch lassen wir das ... rege Dich nicht auf, mein Liebling — mache Dich nicht krank, Grete,“ bat er dann plötzlich mit besorgter Miene, „bedenke, daß ich Niemanden habe als Dich. Sieh! ... ich könnte ein Machtwort thun, der ganzen Sache mit einem Male ein Ende machen, aber ich bin kein Komödienvater!“

„O, mein Vater!“ schluchzte sie auf und sank an seine Brust, aber noch während er sie umschlang, sah sie zu ihm auf und beinahe schmeichelnd, mit dem Ausdruck der innigsten Bitte in ihren Blicken, sprach sie: „Nicht wahr ... Du hältst mich nicht zurück? ... Er ist krank, Vater ... gefährlich krank, und er sehnt sich nach mir ... Ich würde sterben vor Angst und Gram, wenn ich bleiben müßte!“

LII.

Ich erschrak, es rührte mich Jemand an.

„Es ist ein Herr draußen,“ flüsterte die Magd mir zu, welche hereingekommen war, ohne daß ich sie bemerkt hatte. Ich ging auf den Zehen hinaus. Eine modisch gekleidete männliche Erscheinung stand auf dem Flur ... im ersten Augenblick erkannte ich ihn nicht, aber sowie er sprach, wußte ich, es war Graf Jsenburg.

„Könnte ich Ihren Herrn Vater wohl auf einen Augenblick sprechen, mein Fräulein?“ frug dieser, nachdem er mich begrüßt hatte.

„Sie meinen meinen Onkel, Herrn Steinau?“ erwiderte ich in großer Besorgniß, denn ich ahnte sogleich, daß dieser überraschende Besuch mit jenem Telegramm in Verbindung stünde.

„Ganz recht, Ihren Herrn Onkel ... nur flüchtige fünf Minuten ... Ich bitte übrigens, meine derangirte Toilette zu entschuldigen ... denn ich komme direkt von der Eisenbahn.“

Ich stammelte einige Worte zur Erwidern, bat, einen Augenblick zu warten, und begab mich dann in das Wohnzimmer, um jenen Besuch zu melden.

„Graf Jsenburg?“ ... was will der Herr?“ fuhr der Onkel auf, aus seiner gebückten Haltung und schleuderte einen ungeduldrigen, grimmigen Blick nach rückwärts. Dann aber, als er sah, wie Grete aufsprang und erblassend zur Thür eilte, sagte er sich schnell. Grete hatte sogleich begriffen.

Er hielt sie zurück, sah rasch an seiner Gestalt hernieder

und ging dann hinaus. Wir hörten ihn sprechen draußen, dann nebenan, abwechselnd mit dem Grafen.

Wir verstanden beinahe jedes Wort hier drinnen, sobald sich die Stimmen der Männer ein wenig hoben. Grete stand neben mir, blaß und zaghastig, und stützte sich auf meine Schulter. Das arme Kind, sie litt unsäglich, die Sorge und die Sehnsucht rieben sie auf.

„Das bedaure ich aufrichtig,“ hörten wir nach einem längeren Gemurmel die Stimme des Onkels, „aber versehen Sie sich in meine Lage, Herr Graf, und in die meiner Tochter.“

Er begann gegen diesen noch einmal alle jene Anschuldigungen vorzubringen, welche er vorhin gegen Grete geltend machte, nur waren seine Ausdrücke hier weniger schonend als vorhin; seine Stimme erhob sich lauter und lauter, aller Grimm, aller Haß, welcher sich angesammelt hatte seit Jahren gegen den Grafen und die Familie Rübezahl, sprudelte wie ein wilder Strom von seinen Lippen, schneidend gingen uns seine

fühle zurückgedrängt, — überwunden . . . er willigte ein zuletzt . . .

An demselben Abend noch reisten wir Alle nach Berlin. Untenwegs erfuhren wir auch die Details, die für mich ganz besonders schmerzhaft waren: Herr von Bodmann und der Graf hatten sich geschossen; die Kugel des Erstgenannten war jenem durch die rechte Lunge gegangen und hatte diese schwer verletzt.

Wie mir dabei zu Muth war, das kann sich jeder Gefühlsvolle vorstellen. Der Mann, den ich einst geliebt hatte, hatte sich nicht nur zum Kämpen jener Frau von Montlet aufgeworfen, er hatte Grete's Bräutigam verwundet, er war vielleicht sein Mörder. — Dieser Gedanke machte mich ganz elend, er erlöschte aber auch den letzten Rest von Neigung für jenen Unseligen, denn ich war zu stolz, zu fühlen, wo ich so tief verachten mußte.

Jene Frau. — in Parenthese — wußte übrigens dem übereifrigen Herrn von Bodmann für seine Heldenthat am wenigsten Dank; — wie konnte sie jetzt Geld vom Grafen erlangen? — Was nützte ihr ihre Drohungen? Sie fand es für gut, für eine Weile zu verschwinden, denn jenes Duell machte ein unerhörtes Aufsehen damals und sie fürchtete, die Folgen möchten auch sie treffen.

Herrn von Bodmann steckte man in die Festung Magdeburg, wo er beinahe zwei Jahre Zeit hatte, über seine böse That und das Uebrige nachzudenken.

(Fortsetzung folgt.)

Die Indigokultur in Bengalen.

(Bilder S. 583.)

Der beste Indigo kommt bekanntlich aus Bengalen und wir führen unsere Leinwand heute in Wort und Bild dorthin, einen Blick in die Kultur dieses höchst werthvollen blauen Farbstoffes zu werfen. Das Indigoblau wird aus Pflanzenarten der Gattung Indigofera gewonnen, es findet sich zwar auch in gewissen bei uns heimischen Pflanzen, z. B. in dem Waid, *Isatis tinctoria*, und anderen mehr; die darin vorkommende Menge des Stoffes ist jedoch so gering, daß dessen Gewinnung nicht lohnt. Die eigentliche Heimat der Indigopflanze ist Ostindien, vor Allem Kambodja. In neuester Zeit machen die Plantagen der Engländer in Tihoot (Bengalen), wo eine großartige Indigokultur betrieben wird, von sich reden. Wir zeigen hier die ländlichen Arbeiten zum Anbau der Pflanze daselbst. Von chinesischen Arbeitern wird der Boden gelockert und gereinigt, was recht primitiv mittelst Haken geschieht. Die alten, verdorrten Reste der Pflanzen vom vorigen Jahre werden herausgeholt und als Brennmaterial benutzt. Bei dieser Arbeit zeigen sich die Frauen und Kinder sehr thätig, da die Wurzeln und Stumpen der Pflanzen ihnen höchst werthvoll sind. Dann schreitet man zum Pflügen der Felder; auch hierbei bedient man sich der uralten einheimischen Geräthe. Der Pflug besteht nämlich nur aus einem sehr harten Holzweiser, der hinten an der Erde gefestigt und von Stieren durchgezogen wird. Ein rundlicher Holzballen ebnet die Erde, indem zwei auf dem Holz stehende Arbeiter ihm das nöthige Gewicht geben, sie sind zugleich die Lenker des Gepannes, der Schwanz des Stieres ihre Leine und ihr Haltepunkt. Ist diese Arbeit gethan, so werden die Felder eingetheilt, wie unsere Illustration dies zeigt. Der Pflanzler bestimmt ihre Größe und Lage. Hierbei wird zugleich die Menge des erforderlichen Indigopflanzens ausgerechnet, was eine schwierige Arbeit ist. Nun folgt das Zerhacken der harten Erdklumpen, da für die Indigoausaat ein völlig glattes, fein pulverisiertes Erdreich nöthig ist. Etwa 200, oft auch 600 Kulis hocken hierbei in langen Reihen an der Erde und schlagen mit langen Hämmern die Erdklumpen auseinander. Hierbei muß man sorgfältig achten, daß man den zu dieser Zeit dort wehenden heißen Westwind hinter sich hat, der die Staubwolken von den Arbeitern fortreibt. Jetzt ist der Boden zubereitet, die Saat aufzunehmen. Der Samen wird auf dem Felde abgewogen und in der genau vorher berechneten Menge für jeden Feldstreifen in die eigenthümlichen Sammaschinen geschüttet, welche streifenweise die Saat in die aufgelockerte Erde gleiten lassen. Jede dieser so plumpen Maschinen wird von Ochsen gezogen. Nun ist die Arbeit des Landmanns, des Pflanzers, fertig, aber jetzt folgt eine Periode der Angst und Sorge für den Gutsbesitzer. Eine Fläche von 25—30 deutschen Quadratmetern ist auf diese Weise bearbeitet und ein Vermögen an Arbeitslohn und Saat dem Boden anvertraut. Nun soll der Samen keimen. Zehn bis vierzehn Tage gehören dazu, bis die ersten Sprossen des Indigo aus der Erde sehen. Aber der Plantagenbesitzer schwelt in Sorgen, daß ein zu starker Regenguß den Boden festschlägt oder die Saat fortwehmt, ferner daß es zu wenig regnen könnte, daß ein Oststurm die ganze Saat zusammenfegt. Heuschrecken die ersten Sprossen der Pflanzen vertilgen und sie so tödten, ferner Raupenzüge und Wirbelwinde seine Felder heimsuchen. Sind fünfzehn Tage vorbei und hat sich nichts Derartiges ereignet, steht der Pflanzler froh in die Zukunft. Die Pflanze schießt schnell empor, bald steht sie in Blüthe und nun schreitet man zur Ernte. Nicht über dem Boden werden die Pflanzen abgeschnitten, in wassergefüllte Gruben geworfen, mit Brettern belastet und der Gährung ausgesetzt; es steigen Kohlenwasserstoffe in die Höhe und die Flüssigkeit geräth in heftige Bewegung, dann zeigt sich an der Oberfläche ein blauer, kupferfarbig schillernder Schaum. Nach neun bis zehn, zuweilen auch dreizehn bis vierzehn Stunden ist die Gährung beendet; man zieht dann die grünlichgelbe Flüssigkeit, in Indien Nila genannt, in ein hiefiges Gefäß, die Schötlage, ab, in welchem sie heftig gerührt oder durch Schaufelräder in steter Bewegung erhalten und möglichst viel mit der Luft in Berührung gebracht wird. Nach etwa anderthalb Stunden fängt der Indigo an sich in blauen Flocken aus der Flüssigkeit abzuscheiden, was man jedoch durch Zusatz von etwas Kalt beschleunigen kann. Der blaue Bodensatz wird nun von der darauf stehenden Flüssigkeit abgelassen, gesammelt, behufs weiterer Reinigung mit Wasser ausgelocht und schließlich auf Seidnetücher gebracht. Nachdem das Flüssige abgetropft, wird die weiche Masse in wässrige Stücke zertheilt und an der Luft getrocknet. Aus 300 Kilogramm frischer Pflanzen erhält man durchschnittlich nur 1 Kilogramm guten Indigo.



Anlegen von Aquarien und Vivarien.

Im weitesten Sinne des Wortes kann man unter Aquarium jede Art Wasserbehälter vom Ozean bis zum mit Wasser gefüllten Glase verstehen. Wenn es auf die Pflege von Wasserpflanzen und Wasserpflanzen ankommt, so gehört wenigstens ein Teich dazu, um den Pflänzlingen ein möglichst naturgemäßes Leben zu verschaffen. Handelt es sich aber um die Beobachtung von Wasserpflanzen, so müssen dieselben allerdings in solche enge Gefäße gebracht werden, worin sie sich unseren Blicken nicht entziehen können, und diese letzteren Gefäße sind es, die man im Besonderen mit dem allgemein angenommenen Namen Aquarien bezeichnet.

Gewöhnlich unterscheidet man See- oder Marineaquarien und Süßwasseraquarien. Die ersteren findet man besonders in vielen See- und Hauptstädten aufgestellt. In England hat man auch versucht, sie im Kleinen als Zimmeraquarien herzurichten; das geht aber nur in Seestädten an, wo das Meerwasser bequem zu haben ist. Entsetzt vom Meere bedürfen sie bedeutender Anstrengungen an Geld und Arbeit, und da lohnt sich's nur, gleich recht große Einrichtungen, die verschiedenen Ansprüchen möglichst genügen können, zu machen, wie ja die Geschichte des Berliner Aquariums genugsam darthut. Es gehört dazu nicht bloß die Beschaffung von Seethieren, deren Transport oft schon große Schwierigkeiten hat, sondern auch die des passenden Seewassers, denn beispielsweise gedeihen nicht alle Thiere aus dem Mittelmeer in Nordsee- oder Ostseewasser und umgekehrt, weil der Salzgehalt in jedem Meere ein verschiedener ist. Wenn nun auch unsere Verkehrs- mittel sehr fördernd und zeitsparend sind, so genügen sie doch nicht, das Wasser aus den verschiedenen Meeren in ganz frischem Zustand an Ort und Stelle zu bringen, und darum muß das Seewasser in Berlin auch chemisch dargestellt werden. Kleine Marineaquarien sind also viel zu theuer, um einige Thiere darin zu pflegen; auch ist es unpassend, sie darin zu beobachten, weil sie nicht vollständig naturgemäß leben können.

Handelt es sich aber um einen Zimmeraquarium, so reichen auch Nachahmungen der Thiere in Glas vollkommen aus und in Dresden schaffte dergleichen Leopold Blaschka, durch den Geh. Hofrath Dr. L. Reichenbach besonders angeleitet und empfohlen. Für die Binnenlandbewohner ist es hingegen sehr leicht und bequem, ein Süßwasseraquarium anzulegen und zu unterhalten. Ist doch schon der Anfang dazu als sogenanntes Goldfischglas da. Diese Gläser sind freilich sehr verschieden zu haben. Man hat sie von besonderer Zierlichkeit mit verschiedenen eingeschliffenen Mustern bis zum ganz einfachen gebildeten Glase ohne alle Verzierungen. Die ersteren habe ich hier nur erwähnt, um denjenigen, welche beobachten wollen, davon gänzlich abzurathen, denn je mehr und je verschiedene Flächen ein Glas hat, desto vielfältiger bricht sich das Licht darin und desto weniger ist der Inhalt richtig zu erkennen. Noch einfacher, bequemer und besser als die Goldfischgläser sind die sogenannten Zuckergläser oder Einnachgläser, namentlich wenn sie fast farblos sind. Die Rundung, die doch immer fehlt, ist hier nur die eines Cylinders, während jene fast die einer Kugel ist, wodurch der Gegenstand bedeutend anders erscheint als bei der letzten Form. Endlich steht auch die Cylinderrunde fester als die andere, weil hier der Schwerpunkt höchstens in der Mitte liegt, während derselbe bei dem Goldfischglase wegen des dünnen Fußes sich über der Mitte befindet. Wenn man aber einen möglichst farblosen Schmelzglasballon haben kann und diesen in seinem größten Umkreise wagrecht durchschneiden läßt, so bekommt man ein Gefäß, das viele Vorzüge hat, denn es ist bequem herzustellen und steht fest, weil es keinen Fuß hat und also der Schwerpunkt möglichst tief liegt. Ferner ist es dadurch praktisch, daß es eine verhältnißmäßig größere Oeffnung hat als irgend eine Form von Aquarium, wodurch dem Wasser die möglichst größte Oberfläche zum Verkehr mit der Luft geboten ist und endlich die hinein gebrachten Pflanzen sich auch zu ihrem Gedeihen gut ausbreiten können.

Was die Kastenformen anlangt, so sind diese natürlich nicht aus dem Ganzen zu haben und es muß auf ihre Herstellung weit mehr Sorgfalt und Mühe verwandt werden als auf jene, die sogenannten Kellchformen. Gewöhnlich haben die Kastenformen einen Metallboden, von dessen Ecken aus senkrechte Metallstäbe aufsteigen, die mit Falzen oder Ruthen versehen sein müssen, um die den Raum begrenzenden Glasflächen einzufügen zu können. Diese halten aber natürlich auch nur dann das Wasser vollständig zurück, wenn sie mit gutem Glaszement wasserdicht befestigt sind. Zur vollständigen Befestigung der Glaswände müssen die senkrechten Metallstäbe auch oben durch wagrechte, metallene Leisten verbunden sein. Werden die Kastenformen so eingerichtet, daß ihre Tiefe, d. h. ihre Ausdehnung von der breitesten bis zur gegenüberstehenden entsprechenden Wand, um Vieles geringer ist als die Breite, so haben sie den Vortheil, mehr durchsichtig zu sein und eingehendere Beobachtungen zu gestatten, als die Kellch- oder Becherformen. Wer es besonders auf eine schöne Außenseite abgesehen hat, wird vielleicht eine sechs- oder achteckige Form wählen und an den Ecken Verzierungen mancherlei Art anbringen. Häufig sieht man die Ranten und Ecken durch auf- und angeklebte Schnedenhäuser und Muschelschalen verziert. Auf diesen Formen sammelt sich aber sehr leicht viel Staub, der nur schwierig zu entfernen ist, und durch das Tageslicht werden sie bald unansehnlich, indem sie den eigenthümlichen Farbenschein verlieren.

Ehe wir nun das Aquarium füllen, ist es notwendig, ihm in unterer Wohnung einen solchen Platz auszuwählen, der sowohl vor Veränderung und sonstiger Beunruhigung sicher ist, als auch Licht und Wärme in genügender Menge bieten kann. Dazu paßt am besten ein Ort am Fenster.

Eine zu hohe Erwärmung des Wassers muß dabei verhütet werden: höher als 17 Grad Reaumur darf die Wärme nicht sein. Dagegen ist der zeitweilige Zutritt des Sonnenscheins notwendig, um die theils in der Ausscheidung von Sauerstoffgas,

theils in der Auszugaug von verwehender Stoffe beruhende Lebensthätigkeit der Pflanzen zu erhöhen. Unbedingt zu vermeiden ist die volle Mittagssonne, namentlich in den Monaten, in denen die Sonne am Mittag bereits tief steht und doch noch sehr warm scheint. Wohnzimmer mit Fenstern nach zwei Himmelsgegenden sind für die Aufstellung der Aquarien besonders paßend.

Im Sommer, wenn die Sonne hoch steht, darf man das Aquarium selbst an einem dem Sonnenschein ausgelegten Fenster haben, nur darf nicht die ganze Nach



Das Auflockern des Bodens.



Die Eintheilung der Felder.



Das Pflügen und Säen.



Das Klopfen der Erde



Die Ausfaat.



Die junge Mutter. Nach einem Gemälde von Meyer von Bremen.

Albumblatt.

Gleichgewicht.

Seltam, daß so vielen Söhnen
Unser Erde die Kraft gebricht,
An den Wechsel von Schatten und Licht
Dieser Welt sich zu gewöhnen!

Freilich, wer Genuß und Ehren
Will als Lohn von ihr begehren,
Findet seine Rechnung nicht;
Denn die Quelle von Qual und Ergötzen
Folgt seit jeher andern Gesetzen,
Als des Gewissens ernst' Gericht,
Das in uns sein Urtheil spricht;

Aber wer mit hellem Gesicht,
Treu der richtig erkannten Pflicht,
Maß und Schwerpunkt von Glück und Segen
In sich selber weiß zu legen,
Bleibt in der Freude, wie im Leide,
Innerlich unbekümmert um beide,
Wie die Welt — im Gleichgewicht.

(Aus: „Gedichte“ von Dr. Ignaz Maschanek, Wien, E. Rosner.)

Blind und sehend.

Novelle

von

Albert Roderich.

(Schluß.)

Schweren Herzens erhob sich Adele am frühen Morgen von ihrem Lager; sie fühlte, daß die nächste Zeit eine leidvolle sein müsse.

Sie hatte sich darin nicht getäuscht. Es begann für Adele eine Zeit unaufhörlicher Qual und innerlicher Kämpfe. Reinhold, der geliebte Mann, war für sie ein mürrischer, unfreundlicher, ja fast abstoßender Gatte geworden. Doch er war nicht allein gegen sie unfreundlich; er war es eigentlich gegen Jedermann. Nur wenn Annette in seiner Nähe war, dann erhellte sich seine finstere Stirn, dann konnte er heiter, ja manchmal ausgelassen sein. Sobald Annette aber wieder fort war, versank er wieder in düstere Grübeleien, redete nur das Nothwendigste mit sichtbarem Widerwillen und schien in stillem Trübsinn zu vergehen.

Reinhold hätte sich besser auf die Kunst der Verstellung verstehen und Adele hätte ihn weniger lieb haben müssen, wenn sie nicht sehr schnell hätte inne werden sollen, daß ihr Gatte leidenschaftlich in Annette verliebt sei. Als ihr dieses Unglück gewiß schien, versiel sie nicht in wilde Eifersucht, die in einzelnen gewaltigen Ausbrüchen Genußthuung und Linderung sucht; es überkam sie ein namenloses Leid, ein niederdrückendes Weh. Es war ja nicht allein der Schmerz um ihre eigene verschmähte Liebe; sie litt viel mehr bei dem Gedanken an das Schicksal ihres Mannes. Sah sie nicht täglich, stündlich, wie er kämpfte und litt? Und weil er ein nach menschlichen Begriffen verdammenstwerthes Unrecht zu begehen im Begriffe war, war er nicht um so mehr bedauernswürdig? So urtheilte die selbstlose Liebe. Und wenn Adele mit keinem Worte, nicht mit der leisesten Anspielung ihren Gatten zur Rede gestellt, so entsprang diese fast übermenschliche Zurückhaltung aus Beweggründen, die nicht minder edel waren. Sie sagte sich: „Wenn ich jetzt Rechenschaft von Reinhold verlangte, vielleicht könnte ich ihn noch von Annette trennen; aber was würde dann aus all' seinen Hoffnungen? Annette kann ihn emporziehen zu Ruhm und Glück, und er selber und viele Andere können Freude an seinem Genius haben. Und ich? Was bin ich? Was kann ich ihm geben? Schon einmal habe ich ihn in seinen schönsten Hoffnungen betrogen. Habe ich es allein zu seinem Wohl gethan? Wollte ich ihn nicht hauptsächlich für mich glücklich machen? Er hat es mir großmüthig verziehen. Wenn er das Glück finden kann, das ich ihm nur vortäuschen konnte, dann sollte ich so unendlich viel weniger großmüthig sein? Ich kann, ich darf ihm jetzt nicht entgegenreten. Der gütige Gott lenke sein Herz zum Besten!“ —

So war vielleicht eine Woche verstrichen. Eines Tages, als Reinhold und Annette von ihrem gewöhnlichen Spaziergang zurückkehrten, trafen sie in der Nähe der Wohnung des Ersteren den Pastor Drost. Dieser forderte Reinhold auf, ein Stückchen mit ihm zu gehen, und Annette trat allein in das Harms'sche Haus. Sie ging sogleich in's Wohnzimmer und fand dort Adele auf dem Sopha sitzend, den Kopf auf den Tisch gelegt und beide Arme frampfhaft darangeschlungen. Annette glaubte sie schlafend, näherte sich leise, nahm einen Zipfel ihres Mantels und fuhr damit über Adelen's Hand. Wie erschraf sie aber, als jetzt Adele jäh emporfuhr und sie deren Antlitz sah! Ein von Schmerz entstelltes, von Thränen überströmtes, bleiches, erbarmenswürdiges Gesicht!

„Um Gottes willen, Adele, was fehlt Dir?“

„Ach, laß mich!“ sagte diese sanft.

„Nein, ich muß wissen, was Dir fehlt. Du siehst zu schrecklich aus. Du bist unglücklich, — was hast Du?“

„Ja, ich bin unglücklich, — und Du willst wissen, warum? Deinetwillen!“

Annette schrak zurück. Die Blöthlichkeit und Wahrheit dieser Anklage ließen sie verstummen. Sie hatte lange nicht so ernst ausgesehen wie in diesem Augenblick.

Da umschlang Adele ihr den Nacken, zog sie gewaltsam zu sich nieder und fluchte mit der Schmerz zitternder Stimme:

„Ach, Annette, Annette, mache mich nicht ganz elend!“

Annetten's Schreck hatte sich bei diesen Worten in wirklich herzliches Mitleiden verwandelt. Sie umfaßte Adelen, küßte sie auf Wangen, Stirn und Mund und rief:

„Liebste, beste Adele, was denkst Du von mir! Haben wir denn nicht Brüderschaft getrunken?“

Adele lächelte unter ihren Thränen.

„Liebst Du ihn?“ fragte sie zaghaft.

„Nein, wenn Du es nicht willst — gewiß nicht.“

Adele legte ihr Haupt an Annetten's Brust. Plötzlich fuhr sie wieder auf:

„Aber wirst Du ihm jetzt auch halten, was Du versprochen? Wirst Du Dich weiter für seine Kunst interessieren? Ach, er wäre so elend, wenn ihm diese Hoffnung zerstört würde!“

„Wenn Du willst, werde ich sie ihm erfüllen.“

„Ach ja, gute, liebe Annette, thue das! Und ihn, ihn — willst Du — mir lassen?“

„Ich will ihn Dir lassen,“ sagte Annette und strich Adele das Haar zurück. Es lag etwas Götterhaftes in dem Tone dieser Worte, aber sie erfüllten Adele mit großer Dankbarkeit. Sie hielt jetzt Annetten edler Thaten fähig und deshalb fand sie den Muth zu Folgendem.

„Annette,“ sagte sie, „ich kann Dir nicht danken wie man gewöhnlichen Menschen dankt. Es ist die That einer großen Seele, die Liebe meines Gatten zu verschmähen. Aber ich fürchte, dieß Opfer wird Dir noch schwerer gemacht werden, denn — Reinhold — liebt Dich vielleicht schon?“

Diese letzte Frage war wieder in großer Erregung hervorgestoßen. Annette erwiderte:

„Ich kann kaum daran zweifeln!“

„Dann,“ fuhr Adele groß fort, „dann sei ganz das edle Weib und — verlaß uns!“

Annetten ward inzwischen zu Sinnen, als stände sie auf der Bühne des k. k. Hoftheaters in einer Rolle, die ihr, wie eigentlich die meisten Rollen, nicht recht zu passen schien.

„Euch verlassen? Ja gewiß, — aber ach, nein, das geht ja nicht. Mein Kontrakt mit — nein, wahrhaftig, das geht nicht, — ich muß eine bestimmte Zeit hier bleiben.“

Adele war etwas herabgestimmt.

„Annette, ich kann Dir nicht klar machen, wie lieb ich ihn habe. Ich weiß nur, daß ich bald sterben würde, wenn er mich verlasse.“

Die augenscheinliche Wahrheit dieser Worte rührte wieder Annette.

„Himmel, wie kann man um einen einzigen Mann so elend werden? Aber ich sage Dir ja, Liebste, ich lasse ihn Dir.“

„Wenn er Dich aber immer sieht, immer bei Dir ist? Du bist so schön, so reizend!“

„So werde ich nicht bei ihm sein, wenn Du's nicht willst.“

„Sag' ihm, er soll arbeiten; er soll sein Drama vollenden, er —“

„Nichtig, natürlich, — o, ich werde schon eine Ausrede finden. Aber jetzt sei auch ruhig, liebste Adele; ich thue ja Alles, was Du willst. Sei wieder gut!“

Annette zog ihr feines Epibentuch hervor und begann Adelen's Thränen zu trocknen. Es war ihr schon viel zu lange in so ernstem Tone gesprochen. Sie fing schnell an zu scherzen und zu lachen, und bald lächelte und lachte Adele, die neue Hoffnung geschöpft hatte, mit ihr.

Jetzt trat Reinhold ein. Er grüßte kurz und sagte:

„Da hat Pastor Drost mir wieder wegen der Amtmannsgeschichte vorgezuredet, — lächerlich!“

Jetzt erst bemerkte er die strengen Blicke, die Annette ihm zuwarf, und das verweinte Gesicht seiner Frau. Er mußte, daß von ihm die Rede gewesen war. Annette erloß sich zum Fortgehen.

„Wollen Sie nicht bleiben?“ fragte Reinhold.

„Nein,“ sagte Annette kurz.

„Ich hole Sie morgen früh ab.“

„Nein, ich will nicht mehr spazieren gehen. Ich wollte Ihnen überhaupt sagen, daß — ja, daß Sie sich etwas mit Ihrem Trauerspiel beeilen müssen, wenn — unsere Intendanz — ich werde bald fortgehen von hier, und wenn's dann noch nicht fertig ist, — ich könnte für nichts stehen.“

Adele warf ihr einen dankbaren Blick hinüber.

„Sie wollen fort von hier?“ fragte Reinhold.

„Ja, bald. Ihr Stück müßte dann fertig sein, wenn — ich würde mich doch etwas damit beeilen.“

„Es wird fertig sein,“ sagte Reinhold bestimmt.

Annette ging und winkte Adele, sie an die Thüre zu begleiten.

„Bin ich so nicht nett?“ fragte sie Adele, die ihr die Hand drückte.

„Du bist ein schöner, guter Engel,“ erwiderte diese, und küßte sie.

Als sie in's Zimmer zurückkam, fand sie Reinhold vor sich hinbrütend, in einer Ecke sitzend. Sie wagte nicht, seinen Blicken zu begegnen und machte sich still an ihre Handarbeit.

Reinhold war durch die letzte Szene zum ersten Male von außen her an sein großes Unrecht erinnert worden. Da sah das gute, treue Weib, in Glück und Unglück gleich gut und treu. Kein Wort der Klage, — nur die sanften, verweinten Augen! Konnte er denn nicht mehr zurück? Ah, gewiß, er konnte! Arbeiten! Ja wohl, das war's, was ihn befreien mußte. Mit allen Kräften und Sinnen jeht an sein Werk und Alles, was daneben war — vergessen!

Er sprang auf. — „Liebe Adele, ich will arbeiten;

„Das ist deutlicher! Soll ich einmal versuchen?“
 Sie las erst einige Worte stehend, dann sah sie sich wie nach einem Stuhle um und setzte sich, als Reinhold ein wenig zur Seite rückte, zu diesem auf's Sopha.
 Reinhold's Sinne begannen sich in der unmittelbaren Nähe des verführerischen Weibes wieder zu verwirren. — Nachdem Annette einige Sätze gelesen, stockte sie.

„Wie heißt denn dieses Wort?“
 Reinhold beugte sich nieder auf die Schrift. Ihre Wangen berührten einander. Beinahe zu gleicher Zeit fuhren sie in die Höhe, ihre Blicke trafen sich, und Reinhold, seiner Sinne nicht mehr mächtig, breitete seine Arme aus.

„Annette!“ rief er.
 Diese umschlang ihn wild. „Ich kann Dich nicht lassen!“
 „Du liebst mich?“
 „Rasend! Laß alles Andere in Stücke gehen!“
 „Ja, laß alles Andere in Stücke gehen, Du liebst mich! Ich habe genug Lammherzigkeit geduldet, ich will auch einmal Liebe, gewaltige, schrankenlose Liebe! Leidenschaft soll ich schildern mit Gleichgültigkeit im Herzen?! Gewaltiges Wollen soll ich verkörpern und selber nur im Allergewöhnlichsten vegetiren? Du sollst mich lieben lehren und — leben!“

Von Neuem umschlang er das schöne Weib, und Annette wehrte ihm nicht.
 So verging eine Zeit unter leidenschaftlichen Reden Reinhold's und noch leidenschaftlicheren Liebeskosen.
 „Ich will mein Drama vollenden; ich will arbeiten Tag und Nacht, mit Blut und Herz; und wenn es fertig ist, dann trete ich vor Dich hin und fordere Dich zu einer That auf! Wirst Du mir dann folgen?“
 „Ja, mein süßer Reinhold!“
 „Dann weg mit der todten Vergangenheit; es lebe die blühende Zukunft!“

Annette huschte wieder fort. Sie machte einen kleinen Umweg, um Adele nicht zu begegnen. Der Abend war doch noch recht interessant geworden und stellte ihr ja zugleich noch mehrere fernere Unterhaltungen in Aussicht.
 Reinhold war in furchtbarer Erregung zurückgeblieben. Es tobte ihm im Hirn, im Herzen, in allen Sinnen. Er riß das Fenster auf und beugte sich in die kalte, regnerische Nacht. Da hörte er plaudernde Stimmen. Adele kam in Begleitung einer Nachbarin nach Hause.

Reinhold hatte mehrere Tage lang mit übermäßiger Anstrengung gearbeitet. Adele sorgte und warnte vergebens vor so angreifender und unsinniger Hast. Er hörte gar nicht auf sie; sein Werk sollte fertig werden; dann begann ja die neue Zukunft. Eine fieberhafte Eile hatte ihn ergriffen, und doch glaubte er, daß gerade durch die äußerste Anspannung all' seiner Kräfte sein Dichterwerk geziehen sei.
 Jetzt war es fertig. Jetzt zu Annetten und dann — vorwärts!

Er bat Adele, die einzelnen Blätter zusammenzuheften; sie sollte es ein andermal hören. Er müsse erst Annetten's Urtheil holen; er sei zu begierig darauf.
 Er eilte fort. Es war ein stiller Vormittag. Die Luft klar und mild. Die ersten gelben Blätter lagen unter den Bäumen. — Jetzt trat er in das Haus, in dem Annette wohnte. Er wollte geradezu in ihr Zimmer, als Frau Ehlers, die Loosenswittve, ihm entgegentrat.
 „Ist das Fräulein zu Hause?“
 „Das Fräulein ist fort — denken Sie sich — ganz fort!“

Reinhold hielt inne und starrte die Frau an.
 „Ja, das muß eine feine, feine Dame gewesen sein. Sie werden ein blaues Wunder erleben, wenn ich Ihnen das erzähle, Herr Nachbar. Na, Sie waren ja gut befreundet mit ihr, Sie werden sich wundern! Aber kommen Sie herein, da kann ich's Ihnen ordentlich erzählen.“

Reinhold trat wortlos in das Wohnzimmer der Frau, und diese erzählte, nachdem sie ihn vergebens zum Sitzen eingeladen, das Folgende:

„Heut Morgen, ich war eben aufgestanden, höre ich an die Hausthür klopfen, die ich noch nicht aufgeschlossen hatte. Ich laufe hin, und was sehe ich draußen stehen? Loos's Dörelt mit zwei feinen, noblen Herren. Ich schließe rasch auf und Loos's Dörelt sagt, die Herren wollten das fremde Fräulein sprechen, das bei mir logire. „Die wird wohl noch schlafen,“ sage ich, „aber ich will sie wecken.“ Kaum habe ich das gesagt, höre ich oben Geräusch und sehe das Fräulein auf der Treppe stehen. Wie ich noch so denke, wie sie denn gerade heute Morgen so früh aus den Federn ist, springt sie schon die Treppe herunter, auf den einen noblen Herrn zu und schreit ganz laut: „Mein Prinz! Mein Prinz!“ Ja, der feine Herr sah wirklich aus wie ein Prinz. Er fängt sie in seinen Armen auf, und nun geht ein Geherze und Geflüsse los, — und der andere Herr steht dabei und freut sich mit. — „Ich muß Dich sprechen, Annette,“ sagt nun der Prinz, und die Drei gehen nach ihrer Stube hinauf und ich bleibe mit Loos's Dörelt unten stehen. — „Was ist denn das?“ frage ich Loos's Dörelt. — „Ja,“ sagt der, das sind ein paar hübsch noble Leute. Die wollen nach England. Der „John Bull“ liegt auf der Kiste und wartet, bis sie wieder kommen. Renger's und ich fuhren ran, als er das Zeichen gab, und die Beiden wollten an Land. Gleich in der Rolle fragten sie nach dem fremden Fräulein; ich wußte ja gleich,

wen sie meinten, und brachte sie her. 's müssen sehr feine Leute sein, denn sonst wartet der Engländer nicht eine ganze Stunde mit vollem Dampf, bis sie wieder kommen.“ Wie Loos's Dörelt das erzählt hat, ruft mich das Fräulein, ich möchte heraufkommen. Wie ich eintrete, ruft sie mir schon entgegen, sie ginge mit fort, ich möchte ihr ein bißchen beim Einpacken helfen. Ihre Sachen lagen schon umhergestreut, und der andere feine Herr, nicht der Prinz, war schon dabei, Kleider in die Koffer zu legen. Das Fräulein sprang wie toll im Zimmer umher und warf Alles durcheinander. Sie war ganz nährisch vor Freude und ausgelassen wie 'n kleines Kind. All' die schönen Schmucksachen wickelte sie in altes Papier und warf sie so in die großen Koffer. „Es soll ja schnell gehen,“ sagte sie immer. Na, ich sagte dann ja auch mit an, und bald war's fertig. Loos's Dörelt rief seinen Jochen, der mußte die Sachen aufladen und in einer Viertelstunde waren sie Alle weg. Der andere feine Herr hatte mir die Miete noch für 'n Monat mehr bezahlt, und das gute Fräulein gab mir ordentlich 'n Kuß zum Abschied.“
 Reinhold hatte diese Erzählung mit stückendem Athem zu Ende gehört. Er mußte sich auf einen Stuhl stützen, als er fragte, ob Annette keinerlei Bestellung für ihn — oder seine Frau hinterlassen.

„Nein,“ sagte Frau Ehler's, „bestellt hat sie gar nichts.“
 „Auch keinen Brief hinterlassen?“
 „Keinen Brief? nein! — Aber oben auf ihrem Zimmer habe ich viele Papiere herumliegen sehen. Sie riß Alles auseinander, um die Schmucksachen schnell einzupacken.“
 „Ach, könnte ich nicht einmal nachsehen, ob — —“
 „Gewiß, kommen Sie nur mit, Herr Nachbar!“
 Reinhold folgte der Frau auf Annetten's Zimmer. Es herrschte daselbst ein wirres Durcheinander. Die Stühle standen mitten in der Stube, auf jedem lag irgend etwas, das nicht dahin gehörte; der Fußboden war mit zerrissenem Papier und Zeugschnitzeln bedeckt.

Reinhold's Blicke suchten nach einem Zettel, der für ihn bestimmt sein könnte. Auf den umherstehenden Möbeln fand er nichts dergleichen. Jetzt hob er vom Fußboden einen ziemlich großen Papierstücken auf und las das darauf Geschriebene. Er beugte sich tiefer darauf — noch tiefer, dann fuhr er plötzlich wieder in die Höhe. Das war ja ein Heben aus dem Manuscript seines Trauerspiels! Da, noch einer! Ha, das waren ja welche von seinen Worten, die sie so entzückend gefunden hatte! Und jetzt?! Zerrissen, um ihre Schmucksachen hineinzupacken! — Er kniete nieder und raffte die zerrissenen Blätter frampshast zusammen. Alles sein, Alles seine Worte, Gedanken, Hoffnungen — zerlegt, zerrissen, in die Winde gestreut! — Nein, da sind ja auch noch andere Heben; aus alten Zeitungsbüchern, und da — Gefügel aus einem Kinderscheibst, — ah, ebenso nützlich, ebenso werthvoll wie sein schwererdachtes Werk!

Reinhold sprang auf und stürzte fort. Die gute Frau Ehler's sah ihm verwundert nach.

Inzwischen hatte Adele von Jochen, dem Sohne des Loos's Dörelt, die plötzliche Abreise Annetten's erfahren. Mit steigender Ungeduld sah sie der Rückkehr ihres Mannes entgegen. Jetzt sah sie ihn kommen. Gerechter Gott, wie blinnte der Mann! Sie wollte ihn anreden. Er eilte mit abweisender Geberde an ihr vorbei in sein Zimmer. Eine ungeheure Angst überfiel Adele. Sie stürzte ihm nach. Sie preßte das Ohr an die Thüre seines Zimmers. Er ging drinnen auf und ab. Jetzt Todtenstille! Allmächtiger Gott, was thut er? Sie will hineinstürzen! Ah, jetzt setzt er seinen Gang fort! Sie horcht athemlos weiter in namenloser Sorge, zurückgehalten von unbegreiflicher Scheu, vorwärtsgetrieben von furchtlicher Angst.

Und Reinhold da drinnen? Er kämpft! Oder vielmehr, in seiner Seele ist ein Kampf entbrannt. So wie im Körper eines Schwerkranken Leben und Tod mit einander ringen, so kämpfen in einem kranken Gemüth Gut und Böse. Wer kennt auch nur eine von den tausend Möglichkeiten, die den Sieg des Einen oder des Andern befördern? — Du bist verrathen, betrogen — räche dich! schrie das Böse. Du hast dich selbst betrogen — rief das Gute dazwischen. Du bist zerschlagen, vernichtet — zerschlage, vernichte auch irgend etwas — freische das Böse — Was vernichten, zerschlagen? fragte angstvoll das Gute. — Da wies das Böse auf die alte Vogelflinte des verstorbenen Vaters. — Reinhold! gelte die Stimme des Guten.

Er sank auf einen Stuhl. Da ward die Thüre aufgerissen; Adele stürzte herein.

„Reinhold!“ rief sie in ihrer Todesangst. Klang das nicht fast ebenso wie die Stimme des Guten?

Die beiden Gatten standen einen Augenblick sprachlos einander gegenüber, dann sagte Adele:

„Willst Du mich anhören, Reinhold?“ Nach einer zustimmenden Bewegung Reinhold's fuhr Adele fort: „Als Du mich zu Deinem Weibe nahmst, warst Du blind. Als Du sehend geworden, haben wir Beide schauernd wahrgenommen, daß ich nicht Dein Weib geworden wäre, wenn — — ich bitte Dich, unterbrich mich nicht! — Es muß endlich klar werden zwischen uns. Ich habe mir tausendmal gesagt, daß ich kein Recht auf Dich hätte, denn — Du warst blind. Aber jenem Weibe konnte ich Dich nicht kampflös überlassen, denn es hätte Dich nicht glücklich, nein, es hätte Dich namenlos elend gemacht. Das wußte ich zu gewiß. Jetzt ist sie aus Deinem Wege, jetzt bist

Du frei — auch von mir! Gehe hin in die Welt, suche und finde Genüge für Dein edles Streben, ergründe neue Bahnen für Deinen Genius, werde ein großer, freier Mensch! Ich bleibe hier, — ich gebe Dich so frei wie Du es sein würdest, wenn Du mich nie gekannt hättest.“

Reinhold war in tiefster Seele getroffen. Er wagte nicht den Blick zu seinem Weibe zu erheben. Endlich sagte er:

„Ich bitte Dich, Adele, laß mich noch einen Augenblick — ich sage Dir Bescheid.“

Regend und in ungehobener Sorge ging Adele hinaus. — Reinhold versank in tiefes Nachdenken, und das, was bei dem Schwerkranken ein tiefer Schlaf ist, war für sein krankes Herz dieß Nachdenken. Es war nicht mehr der wilde Kampf in ihm zwischen Gut und Böse; sein edleres Wollen war emporgerückt; er schien sich selbst nicht mehr der Betrogene, der Verrathene; er war es selber, der zu sühnen hatte. Sein Genius? Wie schien ihm sein Glaube daran plötzlich so kindisch, so unsinnig, so nutzlos! Er war's ja immer nur ganz allein gewesen, der daran glaubt; wie verwünschte er



Die Krönungsfeier in Rumänien. (S. 586.)

großen Pelzes kann man nicht reden; ein ungerades Braun mit einem Anstrich von Roth oder Braunlichgelb vertheilt sich über den Leib, ohne irgendwo scharf hervorzutreten. Nur die Fortsetzungen um den Mund herum sind entschieden schwarz. Ein erwachsenes Wasserschwein erreicht ungefähr die Größe eines jährigen Hauschweines und ein Gewicht von beinahe einem Centner.

Die Cuyabara bewohnt Paraguay bis zum Rio de la Plata, und namentlich die Ufer aller Flüsse, Lachen und Seen, ohne sich weiter als hundert Schritte davon zu entfernen. Wenn sie erschreckt wird, erhebt sie einen lauten Schrei, welcher ungefähr wie „Ap“ klingt, und wirft sich augenblicklich ins Wasser, in welchem sie leicht dahin schwimmt, doch die Rasenlöcher über den Spiegel erhebend. Ist aber die Gefahr größer und das Thier verwundet, so taucht es unter und schwimmt auf ganz große Strecken unter dem Wasser weg. Jede einzelne Familie erwählt sich gewöhnlich ihren bestimmten Platz, welchen man leicht an den Bergen von Roth erkennen kann. Höhlen gräbt die Cuyabara nicht. Sie ist friedlich, ruhig und dumm. Lange Zeit sitzt sie auf ihren Hinterläufen, ohne sich zu rühren. Ihr Fleisch ist fett und wird von den Wilden geschätzt. Man glaubt, daß das Weibchen einmal im Jahre vier bis acht Junge werfe, gewöhnlich auf etwas zusammengetretenes Stroh, und sagt, daß die später ihrer Mutter folgen. Die Jungen können ohne Mühe gezähmt werden. Sie laufen frei umher, gehen und kommen, hören auf den Ruf und freuen sich, wenn man sie traut. Neuere Beobachter haben das Thier ausführlicher beschrieben. Die Cuyabara ist über ganz Südamerika verbreitet und findet sich vom Orinoto bis zum La Plata oder vom atlantischen Meer bis zu den Vorbergen der Andes. Niedere, waldige, sumpfige Gegenden, zumal Flüsse und die Ränder von Seen und Sümpfen bilden ihre Aufenthaltsorte. Am liebsten



Ein schönes Gesicht. „Sie haben ein herrliches Besitztum,“ sprach Doktor West mit spöttischem Lächeln. (S. 586.)

Schritt, der Lauf nicht anhaltend; im Rothfalle springt das Thier aber auch in Sähen. Dagegen schwimmt es vortreflich und setzt mit Leichtigkeit über Gewässer, thut dieß jedoch bloß dann, wenn es verfolgt oder wenn ihm die Nahrung an der einen Seite des Flusses knapp geworden ist. So setzt es an einem bestimmten Gebiete hält, so regelmäßig verläßt es dasselbe, wenn es Verfolgungen erleidet. Ein eigentliches Lager hat es nicht, obwohl es sich an bevorzugten Plätzen des Ufers regelmäßig aufhält. Seine Nahrung besteht aus Wasserpflanzen und aus der Rinde junger Bäume, und nur da, wo es nahe an Pflanzungen wohnt, fällt es zuweilen über Wassermelonen oder Mais, Reis und Zuckerrübe her und richtet dann unter Umständen sehr bedeutenden Schaden an.

seht bei uns jedoch nicht fortgekommen zu sein. Die weißen Eingeborenen Südamerikas jagen das Wasserschwein zu ihrer Belustigung, indem sie es unvermuthet überfallen, ihm den Weg abschneiden und es mit ihren Wurfschlingen zu Boden reißen. Häufiger jagt man es vom Strome aus. „In einem jener leichten Kanoes,“ sagt Hensel, „welche nur einen Menschen fassen, piricht man ohne hörbaren Ruderschlag in den stillen Buchten der großen Gewässer, wo die Cuyabara häufiger ist. Schon in einiger Entfernung hört man das Knirschen und Raseln der mächtigen Backenzähne, welche die Wasserpflanzen verarbeiten, und kann man sich ohne Geräusch nähern, so gewahrt man bald das plumpe Thier, wie es, halb im Wasser stehend, an den Wassergewächsen sich gütlich thut.“ Wird das Wasserschwein

Das Wasserschwein ist ein stilles und ruhiges Thier. Schon auf den ersten Anblick wird es Jedermann klar, daß man es mit einem höchst stumpfsinnigen und geistesarmen Geschöpfe zu thun hat. Niemals sieht man es mit anderen seiner Art spielen. Entweder gehen die Mitglieder einer Herde langsam Schrittes ihrer Nahrung nach oder ruhen in starrer Stellung. Von Zeit zu Zeit kehren sie den Kopf um, um zu sehen, ob sich ein Feind zeigt. Begegnen sie einem solchen, so eilen sie nicht, die Flucht zu ergreifen, sondern laufen langsam dem Wasser zu. Ein ungeheurer Schrecken ergreift sie aber, wenn sich plötzlich ein Feind in ihrer Mitte zeigt. Dann stürzen sie mit einem Schrei ins Wasser und tauchen unter. Wenn sie nicht gewohnt sind, Menschen zu sehen, betrachten sie diese oft lange, ehe sie entfliehen. Man hört sie keinen andern Laut von sich geben als jenes Rothgeschrei, welches Azara durch „Ap“ ausdrückt. Dieses Geschrei ist aber so scharf, so durchdringend, daß man es viertelstundweit vernehmen kann.

In der Neuzeit ist das Thier öfters lebend nach Europa gekommen,

bloß angeschossen, so stürzt es fogleich ins Wasser, sucht aber bald wieder das Land zu gewinnen, wenn es durch die Verwundung sich nicht entkräftet fühlt. Im Rothfalle vertheidigt sich das angeschossene Wasserschwein noch kräftig mit den Zähnen und bringt seinem Gegner nicht selten schwere Wunden bei. Auf das im Wasser schwimmende Thier zu schießen, ist nicht rathsam, weil es, wenn es rasch getödtet wird, unter und verloren geht. Außer dem Menschen dürfte der Jaguar der schlimmste Feind der Cuyabara sein. Tag und Nacht ist dieser schlaue Räuber auf ihrer Fährte, und an den Flußniederungen ist sie wahrscheinlich die häufigste Beute, welche dieser Raub überhaupt zum Opfer fällt.



Das Wasserschwein. (S. 583.)

Aus „Brehm's Thierleben“ (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig).

Ein schönes Gesicht.

Novelle nach englischem Motiv frei bearbeitet

von

Max von Weisenthurn.

(Fortsetzung.)

Das Diner nahm seinen Verlauf; Doktor West wandte seine ganze Liebeshörigkeit auf, um Rose Leclercq, welche er zu Tisch geführt hatte, zu fesseln; Baron Chaplin warf dem jungen Arzt mehr denn einen Blick des Unmuths zu.

Als nach aufgehobener Tafel der Kaffee servirt wurde und die Herren wieder im Salon erschienen, schritt Doktor West ohne Weiteres auf einen niederen Hauteuil zu, welcher an der Seite der Hausfrau leer stand; sie machte ihm lächelnd Platz, und er hub mit großer Lebhaftigkeit zu sprechen an, aber so leise, daß keines der Umstehenden seine Worte vernehmen konnte. Nach einer Weile erhoben sich Beide und gingen zusammen in das Treibhaus.

Ein mattes Licht erhellte den von Wohlgeruch durchdufteten Raum; vor einer Gruppe Verbenen blieb die Dame des Hauses stehen.

„Sie haben ein herrliches Besitzthum, ich wundere mich nicht, daß der Gedanke, es aufgeben zu sollen, Ihnen peinlich war!“ sprach Doktor West mit spöttischem Lächeln.

Emma seufzte.

„Ich würde es freudigen Herzens heute hingeben,“ flüsterte sie, „wenn ich dadurch manches Geschehene wieder ungeschehen machen könnte. Hören Sie mich, ich kann nicht lange hier verweilen, man würde mich missen — aber ich muß sprechen. Ich habe das Geld! Hier ist es! Sie werden Ihr Wort halten und mich nicht verrathen, nicht wahr?“

„Liebes Kind, weshalb sollte ich? So lange Sie so vernünftig sind, als es jetzt der Fall, hat es ja gar keinen Sinn, wenn ich Sie verrathen wollte,“ entgegnete er lächelnd, während er die Banknoten zählte, die sie ihm reichte, und sie dann sorgfältig in seiner Brusttasche barg. „Ich wäre dann ebenso unklug wie der Mann, welcher die Gans tödtete, die ihm goldene Eier legte; soyez tranquille, ma chère!“

Er legte die Hand liebevoll auf ihre Schulter, während er sprach, doch sie beugte vor seiner Berührung zurück, als sei er eine giftige Schlange.

„Sei nicht eifältig,“ stieß er hervor, „Niemand sieht uns. Doch unser Gespräch ist vorüber, weitere Konversation hat keinen Zweck, müßige Zungen wären zweifelsohne nur zu froh, der schönen Frau von Gascogne Böses nachsagen zu können!“

„Lassen Sie uns gehen!“

„Ja — nur einen Augenblick,“ und die Hand abermals auf ihren Arm legend, hielt er sie zurück; sie stand regungslos, aber sehr bleich. „Jenes Mädchen, welches ich zu Tisch geführt, es ist eine reiche Erbin, nicht wahr?“

„Ja — aber — sie ist verlobt!“

„Verlobt! Mit wem?“

„Mit Baron Heinrich Chaplin!“

„Das ist unangenehm, da ich keine persönliche Feindschaft gegen den jungen Mann im Herzen trage, übrigens liebt er mich nicht absonderlich und wird mich noch weniger lieben, wenn ich ihn seiner holden Braut beraube.“

„Aber Sie können das Mädchen nicht heirathen, selbst wenn es nicht verlobt wäre!“

„Und weshalb nicht, meine beste Frau von Gascogne? Das Mädchen ist überdies eine Waise, das erleichtert die Angelegenheit, denn Vormünder pflegen in der Regel froh zu sein, wenn sie sich ihrer Mündel entledigen können. Ich will das Mädchen erobern und Sie sollen mir dabei behülflich sein!“

„Ich kann nicht, ich kann nicht,“ jammerte sie, „mein Mann wäre ernstlich böse!“

„Allons, Emma — keine Ausflüchte; Sie müssen!“

„Sprechen Sie wirklich im Ernst? Haben Sie überlegt, wie, was Rang und Reichthum anbelangt, Chaplin hoch über Ihnen steht; auch glaube ich, daß das Mädchen ihn liebt!“

„Ihn liebt! Lieben denn Frauen jemals? Lieben Sie Ihren Gatten, als Sie ihn unter Verheimlichung der Wahrheit heiratheten? Ein Weib liebt stets nur sich selbst! Ich rechne auf Sie, liebe Emma; Sie werden meine Pläne fördern!“

Emma schauerte in sich zusammen; er bot ihr den Arm und führte sie wortlos in den Salon zurück.

Rose Leclercq, welche ein wenig abseits von den Anderen saß, blickte beim Eintritt des Arztes lächelnd empor; die Dame des Hauses wurde sofort von mehreren umringt, man fragte, ob nicht musiziert werden solle und wer damit beginnen werde.

„Singt West nicht?“ forschte einer der Gäste.

„O ja,“ entgegnete Emma rasch, dann fügte sie ausweichend hinzu: „Ich glaube wenigstens, aber der Vikar soll uns zuerst etwas vortragen!“

Herr Rivers trat in Folge dieser Aufforderung an das Klavier und Karl Gascogne gesellte sich zu seiner Frau.

„Deine kleine Freundin ist eine Kofette vom reinsten Schlag, Emma, sieh’ nur, wie sie sich jetzt mit dem Doktor abgibt und Heinrich ignoriert!“

„Sind sie verlobt?“

„Nicht definitiv, soviel ich weiß,“ entgegnete er, sich entfernend, und Baron Heinrich nahm den Platz an der Seite der jungen Frau ein.

„Was denken Sie von dem Doktor,“ forschte er, „theilen Sie das allgemeine Entzücken?“

„Er ist ein hübscher Mann!“

„Schön sogar!“ stimmte der Baron bei, „ich glaube, er ist auch ebenso gut, er scheint viel Anziehungskraft auszuüben auf Rose Leclercq!“

„Rose ist jung und leicht beeinflusst, ich glaube, wenn sie Doktor West kennen würde —“

Erröthend hielt sie inne, während der junge Mann sie verwundert betrachtete.

„Kennen Sie ihn denn, — sind Sie ihm früher im Leben begegnet?“

„Ich meinte nur, Rose werde nicht nach dem äußern Eindruck allein urtheilen; verzeihen Sie, Baron, mein Kopf schmerzt und ich drücke mich ganz verkehrt aus heute.“

„Sie sehen übel aus! Wie froh werden Sie sein, wenn wir Alle fort sind und Sie ausruhen können!“ lachte er; Emma versuchte es, mit einzustimmen in dieses Lachen, aber große Thränen traten in ihre Augen.

„Ist irgend etwas vorgefallen?“ fragte er theilnehmend.

„Nein, nichts als meine Thorheit!“

Sie wandte sich von ihm und ersuchte Doktor West, zu singen; auf diese Weise allein konnte sie ihn von Rose trennen!

Der Arzt besaß eine herrliche Stimme und ertönte allgemeinen Beifall; bald darauf mahnte Alles zum Aufbruch, auch Rose nahm von ihren beiden Verehrern Abschied, von dem Einen mit kaltem Lächeln, von dem Andern mit warmem Händedruck.

„Mademoiselle Woodvyl ist im Beisein, Madame, sie bittet, gnädige Frau möge zu ihr kommen, da sie es sehr eilig habe.“

So sprach Mademoiselle Fiore, Emma's französische Zofe, eines Morgens, gegen Ende des Monats August, in Emma's Ankleidezimmer tretend und aus ihren schwarzen, stehenden Augen hervor einen scharfen Blick auf ihre Herrin werfend.

„Bitten Sie das Fräulein, es möge gütigst sich heraufbewegen,“ sprach Frau von Gascogne, ohne der Dienerin das Antlitz zuzuwenden. Dieser aber war es nicht entgangen, daß Thränen über die Wangen der jungen Frau hernieder perlen.

„Oui, Madame,“ entgegnete sie, der Thüre zuschreitend, dann wieder zurückkehrend fügte sie hinzu: „Denken Sie nur, gnädige Frau, Johanna, das Hausmädchen, besitzt eine Photographie de Monsieur le Docteur West!“

„Eine Photographie?“ wiederholte Emma verwundert.

„Oui, Madame, oder richtiger gesagt den Theil einer Photographie, und als ich sie fragte, woher sie dieselbe habe, entgegnete sie, das gehe mich nichts an!“

„Auch mich nicht,“ sprach Emma ruhig, „richten Sie meiner Schwester die Botschaft aus.“

Die Zofe verschwand und mit müdem Blick trat Emma an's Fenster; sie regte sich nicht, bis Adrienne eintrat; dann bot sie der Schwester die schmale weiße Hand.

„Gibt es etwas Neues?“ forschte diese, sich auf den Sopha niederlassend und Emma an sich heranziehend. „Gütiger Himmel, Kind, wie übel Du aussehest, Karl wird Verdacht schöpfen, bemerkt er nur erst Deine bleichen Wangen!“

„Ich sehe nicht so übel aus, wenn er zugegen ist,“ entgegnete sie müde. „Adrienne, dieses Leben tödtet mich; ich besitze weder die physische noch die moralische Kraft, solche Existenzen zu ertragen, und der Gedanke, daß ich meinen Gatten hintergehe, bricht mir das Herz, verfolgt mich Tag und Nacht, treibt mich zum Wahnsinn!“

„Ich sehe nicht ein, weshalb Du Dich so furchtbar aufregst, West wird schweigen, es liegt in seinem Interesse.“

„Mein eigenes Gewissen schmerzt aber nicht, ich wage es kaum, mit Karl allein zu sein, aus Furcht, daß unwillkürlich das ganze Geheimniß meinen Lippen entschlüpfe und jetzt solches Vertrauen ihn nur noch mehr verlege, weil es zu spät kommt!“

„Wo ist er heute?“

„Mit Heinrich Chaplin nach Carleton gefahren, Rose Leclercq ist dort und das Mädchen hat die Thorheit begangen, Heinrich Chaplin auszuschlagen, weil Doktor West ihr huldt.“

„Beabsichtigt er wohl sie zu heirathen?“

„Gott weiß es! O denke nur, Adrienne, wie entsetzlich es wäre, wenn dieses arme Kind geopfert werden sollte; überdies liebt Chaplin sie von ganzem Herzen; — sein Lebensglück ist zerstört und all' dieß nur, weil es mir an Muth gebricht, die Wahrheit zu bekennen!“

„Denke vor Allem an Deinen Mann, an Dein Kind, Emma; wenn Roland West Rose heirathet, so ist Deine Zukunft weit gesicherter, er kann es dann nicht wagen —“

„Du kennst ihn nicht. Er wagt Alles; ihm ist an nichts gelegen, wenn es gilt, seine Geldgier, seine selbstsüchtigen Wünsche zu befriedigen. Würde ein Anderer es wagen, so viel in meinem Hause zu verkehren, wie er, nach Allem was einst vorgefallen ist zwischen uns? Er strebt mich in jeder nur irgend denkbaren Weise zu kompromittiren; er kommt stets, ja selbst Abends, wenn er weiß, daß Karl

„Wirklich? Hat er Dir mitgeteilt, daß er mit Rose Leclercq verlobt ist?“

Emma erbleichte, ihr Gatte sah es und deutete dies nach seiner Auffassung.

„Mit Rose verlobt?“ wiederholte sie kaum vernehmbar, „bist Du dessen gewiß?“

„Hörmlich verlobt; Lady Carleton hat mir's gesagt; die Nachricht scheint Dich nicht zu erfreuen, Emma?“

Sie starrte ihn eine Sekunde lang verständnislos an, dann hauchte sie:

„Ich dachte an Heinrich, er wird es tief schmerzhaft empfinden!“

„Heinrich ist zu vernünftig, um der Liebe zu einem Mädchen nachzugeben, das sich als so vollkommen unwürdig erwiesen hat; ein Mädchen, welches West ihm vorziehen konnte, ist keines zweiten Gedankens werth.“

„Nein!“ entgegnete Emma matt, sich niederlegend.

„Ich wundere mich, daß der Doktor, Dir die frohe Kunde nicht mitgeteilt hat; er sollte sich glücklich preisen, eine so reiche Erbin gefunden zu haben!“

Emma antwortete nicht, sie zitterte am ganzen Körper. Karl blickte mitteilend zu ihr nieder. Der Schmerz, welcher aus ihren Augen sprach, that ihm in tiefster Seele weh, und er tadelte sich, daß er sie an sich gefesselt, während ihre Liebe doch einem Andern gehörte.

Näher an sie heran tretend, kniete er vor ihr nieder, sie lehnte das Haupt wortlos an seine Schulter und schlang die Arme um seinen Nacken.

Eine Weile schwiegen Beide. Karl hielt seine Frau fest umschlungen, nur tiefes Mitleid lebte in seinem Herzen für sie, nicht ein einziger tadelnder Gedanke.

„Frauchen!“ sprach er endlich sanft, „ich meine, eine Veränderung würde uns Beiden gut thun! Was glaubst Du? Sollen wir für einen oder zwei Monate verreisen? Wir können den Jungen ganz gut bei Any lassen und wieder so glückliche Wochen erleben wie auf unserer Hochzeitsreise. Weißt Du noch?“

Emma hob das Antlitz empor und ihre Augen hafteten mit dem Ausdruck unverkennbarster Freude auf dem Gatten.

„O Karl, ich wäre so glücklich, laß uns reisen!“

„Du würdest es wirklich wünschen, Emma?“ forschte er angenehm überrascht.

„Mehr denn irgend etwas auf Erden; wann sollen wir den Plan ausführen, Karl?“

„Welch' ungeduldiges Frauchen!“ lächelte er. „Heute ist Mittwoch — laß mich überlegen, kannst Du bis Montag bereit sein?“

„O ja, ganz leicht — ach, Karl, es wird herrlich sein!“

„Und Du gehst gern, es wird Dir nicht einsam sein mit mir allein?“

„Als ob das möglich wäre?“ flüsterte sie, sein Haupt niederziehend in ihren Schooß, der Ton ihrer Stimme, der heiße Kuß ihrer Lippen beruhigten Karl wenigstens für den Augenblick. Nein, er konnte nicht an ihr zweifeln, es wäre ein schweres Unrecht gewesen!

(Fortsetzung folgt.)

Die Krönungskronung in Bukarest.

(Bild S. 584.)

Am 23. Mai ward zu Bukarest der Fürst Karl und die Fürstin Elisabeth als König und Königin von Rumänien gekrönt. Wir unterlassen nicht, den feierlichen Akt der Ueberreichung der Kronen unseren Lesern im Bilde vorzuführen. Die Krönung ging folgendermaßen vor sich. Um ein Uhr Nachmittags begab sich der Zug des Hofstaates, der Fürst an der Spitze zu Pferde, die Fürstin mit dem Prinzen Leopold von Hohenzollern und seinen beiden Söhnen, Prinz Ferdinand und Prinz Karl, in einem Wagen, der einer Blumenmuschel gleich, auf den Metropolitanhügel, der die Stadt überragt, und wurden daselbst vom Donner der Kanonen und Glockengeläute begrüßt. Das fürstliche Paar, gefolgt von seinen Kassen, nahm Aufstellung unter einem Thronhimmel, welcher zwischen dem Zelt für die Abgeordneten und deren Vertretern und der Geistlichkeit errichtet war. Die Krönungshymne wurde gesungen, der Erzbischof von Rumänien sprach das Gebet und nun brachte man die beiden Kronen, welche die Nacht vorher in der Metropolitankirche gemeist und bis jetzt auch dort aufbewahrt worden waren, vor das fürstliche Paar. Die Krone des Königs ist von Stahl aus einem Gefäß, das bei der Einnahme Plewnas erobert worden, verfertigt. Der Königin Krone besteht aus kunstvoll gearbeiteten Goldstreifen. Ein Aufsehen der Kronen fand nicht statt. Der Ministerpräsident verlas die Urkunde, durch welche Karl der Erste zum König von Rumänien erklärt ward — der neugekrönte König unterzeichnete die Urkunde und die Feier war gegen zwei Uhr beendet. Der Metropolit begleitete das Königspaar den Hügel hinunter und dann setzte sich der Zug wieder unter beläufigem Jubel, unter lautem Hurrarufen der Menge in Bewegung nach dem Palast in der Calea Mogoşoi, wo Fürst Demeter Ghika eine Ansprache Namens des Senats und der Deputierten hielt. Fürst Demeter Ghika gilt in Rumänien für den Repräsentanten des Adels, er ist Chef der vornehmsten Familie und besitzt eine außerordentliche Autorität. Dann folgte der Empfang von dreitausend Abgeordneten aus allen Gegenden der Moldau und der Walachei. Alle diese Leute waren in ihren meist recht malerischen Nationalkostümen erschienen und der Vorbeizug war ein höchst interessanter.

Abends war ganz Bukarest illuminiert und unter brausendem Jubel erschienen der König und die Königin zu Wagen in den Straßen, überall von gleich lebhaften Zurufen der Bevölkerung begrüßt.



Humoristische Blätter

Anekdoten und Witze.

Prinz Peter von Oldenburg interessierte sich bekanntlich auch für künstliche Fischzucht. Ueber Alles liebte er die Goldfische, von denen ihn stets eine stattliche Anzahl sogar auf seinen Reisen begleiteten. Baron Rothschild in Frankfurt am Main, der diese Liebhaberei theilte, hatte in seinem Wintergarten ein prachtvolles Bassin angelegt, darin sich die herrlichsten Exemplare dieser reizenden Thierchen tummelten. Der Prinz, dem man von diesem Miniaturteich schon sehr viel erzählte hatte, ließ sich nun, als er einmal Frankfurt berührte, bei dem dadurch angenehm geschmeichelten Bankier ansetzen und wurde selbstverständlich in zuvorkommendster Weise empfangen. Um das Bassin herum war eine Garnitur der kostbarsten Topfpflanzen aufgestellt, von denen einige sich bei dem Besuche des Prinzen zufällig in reichster Blüte befanden. Der hohe Herr, der mit Entzücken dem heitern Spiele seiner munteren Lieblinge folgte, fing plötzlich an, einzelne Blüten abzupflücken und sie den darnach schnappenden Fischelein vorzuwerfen. Der Baron sah mit langem Gesichte die Vergeudung dieser theuren Blumen (eine einzelne war eine Rarität, die viele Thaler werth war), aber viel zu taktvoll, um den erlauchtesten Gast in seinem Vergnügen zu stören, rief er einfach nach einem Diener und befahl ihm, Seiner Kaiserlichen Hoheit eine Semmel zu überreichen. Als der Diener das Gebäd präsentirte, blickte der Prinz anfangs höchst überrascht und wie rathlos auf seinen Wirth, sagte sich aber sofort, machte eine verbindliche Verbeugung und flüsternte mit freundlichstem Lächeln: „Ah — das ist ja — ah — eine Semmel? — Sehr liebenswürdig! — in der That sehr liebenswürdig!“

Sprach's — ah die Semmel auf und fuhr fort die Töpfe zu plündern und die abgeplückten Knospen den Fischen zuzuworfen.

„Wer brummt hier?“ fragt der neue Zeichenlehrer. Die Fenster stehen offen, eine Libelle hat sich in's Klassenzimmer verirrt und erzeugt das geräuschige Geräusch.

Der Primus steht auf und antwortet: „Der Schillebold (Benennung der Libelle in Norddeutschland), Herr Doktor!“

„Schillebold unter doppeltem Tadel!“ lautet das salomonische Urtheil.

Die bereits mehrfach von uns erwähnte, der Geschichte der Mark Brandenburg und speziell Berlins gewidmete Wochenchrift: „Der Bär“ bringt neuerdings einen Auszug von Anekdoten aus dem Leben Friedrich Wilhelm IV., die sämtlich mehr oder weniger ein Zeugniß von dem bekannsten, stets schlagfertigen Humor des geistreichen Monarchen ablegen. Als weniger bekannt erwähnen wir hier der nachstehenden:

Der König war bekanntlich kein großer Freund vom Anhören langer Reden, wenn es sich um den Empfang in einer Stadt handelte. So war er eines Tages bereits mehrere Stunden mit Extrapost gefahren und traf um die Mittagszeit vor dem Thore einer kleinen Stadt ziemlich ermüdet und hungrig ein. Hier wurde der König von den Honoratioren empfangen und der Bürgermeister begann mit folgender langathmigen Rede:

„Allerburchlauchtigster, großmächtigster König, allergnädigster König und Herr! Als Hannibal vor den Thoren Karthagos stand ...“

... Hatte er wahrscheinlich eben solchen Hunger wie ich. Nun kommen Sie, lieber Bürgermeister, setzen Sie sich in meinen Wagen und seien Sie mein Gast.“

Beim Einzug in eine kleine Stadt wollte der Bürgermeister den König mit einer Rede begrüßen. „5000 Bürger!“ begann er, ohne fortsetzen zu können. „5000 Bürger!“ — Abermalige Kunstpause.

„Gnaden Sie, bitte, die 5000 Bürger von mir, aber jeden einzeln!“ rief der König und fuhr weiter.

Bei einer Anwesenheit in Jferlohn verjäumte der Kronprinz es nicht, den alten Pastor Strauß an der Bauernkirche zu besuchen, dessen Sohn von Friedrich Wilhelm III. zum Hof- und Domprediger ernannt worden war und der dem Kronprinzen nahe stand. In der auf die leichteste Weise geführten Unterhaltung äußerte der freundliche Besucher:

„O gewiß, Papa Strauß, mein Vater vermag viel. Er hat ja aus einem Strauß einen Dompfaffen gemacht.“

Bei einer Parade standen die Garderegimenter wie die Bildsäulen, waren aber in ihrem Anzuge zu steif, um andere Bewegungen machen zu können, als für die Parade erforderlich waren. Als nun einige Offiziere in der Umgebung des Kronprinzen die Haltung der Truppen rühmten, ließ dieser neben einem Flügelmann ein Goldstück fallen und befahl dem Gardisten, es aufzuheben. Der Soldat war außer Stande, sich zu bücken.

„Sehen Sie,“ sagte der Kronprinz, „das sind meines Vaters Soldaten.“

Sprach's und kriegte Stubenarrest.

Am 1. Februar 1842 wurde dem Prinzen Albrecht eine Tochter geboren, Ihre königliche Hoheit die jetzige verewitwete Herzogin Alexandrine von Mecklenburg-Schwerin. Bekanntlich wird jedes neue Glied unseres Königshauses bei seiner Geburt mit Kanonenschüssen begrüßt, die dem Volke das freudige Ereigniß verkünden sollen. Als nun bei dieser Gelegenheit der

</

